

OSKAR VON HINÜBER

Die Situation der Kleinen Fächer in den
Geisteswissenschaften am Beispiel der Orientalistik

Oskar von Hinüber

Die Situation der Kleinen Fächer in den Geisteswissenschaften am Beispiel der Orientalistik

Im Folgenden soll *aus* den Kleinen Fächern berichtet werden, aber nicht *über* sie. In der Tat müßte jedem Bericht über die Gesamtheit der Kleinen Fächer eine umfangreiche Datenerhebung vorausgehen, wie sie etwa in der "Bestandsaufnahme der Forschungen über die muslimische Welt" vorliegt¹. Also ein Bericht aus den Kleinen Fächern und hier wiederum mit einer Beschränkung auf die Geisteswissenschaften.

Bei der fachlichen Ausrichtung der beiden für diesen Teilbereich vorgesehenen Berichterstatter, bot es sich an, die gestellte Aufgabe so zu teilen, daß nach dem Bericht aus den auf Europa bezogenen Fächern der Blick nun nach Osten gerichtet werden soll, um dasjenige Gebiet zu betrachten, das sich von Nordafrika über Kleinasien und Iran, über die Länder der zentralasiatischen Turkvölker bis nach Indien und Südostasien, Korea, China und Japan erstreckt. Bei dieser Aufteilung der Welt bleiben große Gebiete wie das Alte Amerika oder Afrika jenseits der Sahara unberücksichtigt. Neben diese geographische Begrenzung tritt als weitere Einschränkung der begrenzte Umfang des Berichtes.

Aufgrund der Vorgaben verbietet es sich von selbst, über Forschungen, und sei es auch nur exemplarisch, zu berichten. Auch über besondere Methoden der Kleinen Fächer zu sprechen, erscheint nicht sinnvoll, da ihre Fülle nicht nur im Bereich der Orientalistik eine so hohe Ebene der Abstraktion erfordert hätte, daß konkrete Aussagen kaum noch möglich wären. Außerdem ist dies in der im Mai 1998 erschienenen Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Forschungsansätze zu dem Thema "Asiatische Werte" gerade geleistet worden². Es bietet sich daher an, Bedeutung und Struktur der Kleinen Fächer von der praktischen Seite her zu betrachten, ausgehend von persönlichen Kenntnissen und persönlichen Erfahrungen. Vielleicht kann man durch einen Blick gleichsam auf das tägliche Leben von Fachvertretern die Stärken der Kleinen Fächer und ihre Leistungsfähigkeit beleuchten und

Perspektiven für strukturelle Verbesserung durch gezielte Förderung sichtbar machen. Auch der Erfolg jeder Förderung und jeder Forschungsinstitution hängt schließlich von der oft übersehenen Leistung des einzelnen Gelehrten ab.

Ein Bericht also aus denjenigen der Kleinen Fächer, die sich mit dem Orient befassen, dem Gebiet von Nordafrika und Kleinasien, das sich bis in den fernen Osten an die Grenzen des Kontinents Asien am Pazifik erstreckt. In diesem Gebiet lebt heute über 60 % der Weltbevölkerung. Es umfaßt gut 35 % der gesamten und etwa 50 % der bewohnten Landfläche. Die auf den Orient bezogenen Fächer befassen sich demnach mit der Kultur, mit Sprache, Literatur, Religion und Geschichte, Archäologie und Kunst, Recht, Sitten und Gebräuchen, des deutlich größeren Teiles der lebenden Menschheit, aber auch mit Kulturen, die in die Tiefe der Zeit zurückreichen - etwa bis in das Jahr 3000 v.Chr. im Zweistromland, 3000 v.Chr. oder 2600 v.Chr. in Ägypten mit dem Beginn des Alten Reiches, 1900 v.Chr. in China, um 1500 v.Chr. in Indien oder um 2600 v.Chr., wenn man die Harappa- oder Induskultur einbezieht.

Die Ausdehnung der behandelten Gegenstände in Raum und Zeit steht also in einem bemerkenswerten Gegensatz zu der Bezeichnung *Kleines Fach*. Näher kommt man dem Namen mit einem Blick auf die Auslegung dieser Fächer an den Universitäten, der er weithin Ehre macht, wenn auch nicht immer und überall.

Hält man sich diese Mengenangaben vor Augen, so erhalten die orientalistischen Fächer allein dadurch ein erhebliches Gewicht in der Betrachtung der Kultur der Gesamtmenschheit. Da wir im Zeitalter der Quantifizierung leben, könnte man geradezu versucht sein, den Wissenschaften vom Orient, insbesondere in Geisteswissenschaftlichen Fakultäten, eine deutliche Vorrangstellung einräumen zu wollen. Bekanntlich ist das nicht so und sollte auch so weder sein noch werden. Nicht nur aus den historisch gewachsenen Strukturen der Forschung heraus steht Europa dort, wo es für uns Europäer hingehört, nämlich im Mittelpunkt. Damit soll nun gewiß nicht einem Eurozentrismus das Wort geredet werden, es soll vielmehr der selbstverständliche Vorrang unserer eigenen Kultur in unserem Bildungssystem festgestellt sein. Aus diesem Blickwinkel ist es verständlich und erklärbar, daß die orientalistischen Fächer, trotz ihrer fast erdrückenden Kulturmasse, eben zu den Kleinen Fächern zählen.

Aus diesen schlichten Überlegungen ergibt sich zugleich die hohe qualitative Bedeutung der orientalistischen Kleinen Fächer im Fächerspektrum der Geisteswissenschaften, ohne daß diese hohe Bedeutung inneruniversitär oder gar allgemeingesellschaftlich hinreichend wahrgenommen würde. Diese mangelnde Wahrnehmung ist gelegentlich mit mangelndem Interesse, wenn nicht Unverständnis gepaart. Dies mag ein lange zurückliegendes Erlebnis bewußt machen, als, damals noch nicht in Freiburg, eine Vorlesungsankündigung für eine Veranstaltung zur Geschichte Indiens im 20. Jahrhundert an das Historische Seminar der Universität mit der Bitte, um einen Hinweis im Vorlesungsverzeichnis, geschickt wurde. Die umgehende, höfliche und ablehnende Antwort lautete, daß dafür kein Bedarf bestehe. Nun liegt diese bemerkenswerte Meinungsäußerung eines Seminars für die Geschichte Europas lange, vielleicht ein Vierteljahrhundert zurück, doch scheint sich viel in der Zwischenzeit nicht geändert zu haben. Noch vor zwei Jahren, am 17.9.1996, hat Bundespräsident Herzog in einer Rede vor dem 41. Deutschen Historikertag eine Hinwendung zur verstärkten Beschäftigung mit der außereuropäischen Geschichte angemahnt. Es besteht also weiterhin der durch das geschilderte Erlebnis verdeutlichte Bedarf, aber auch die Forderung an die Vertreter der Kleinen Fächer vom Orient, die Wahrnehmung ihrer Anliegen innerhalb der Universität zu verbessern und zu verstärken. Und dies auf zwei Ebenen. Auf der Ebene der Lehre durch das Angebot von Vorlesungen, die die Kenntnis über die östlichen Kulturen den Studierenden anderer Fächer nahebringen und die so die Kenntnis der Geschichte, der Religionen, aber auch der Literatur beispielsweise durch kommentierende Übersetzungen von Texten über den engeren Kreis des Faches hinauszutragen in der Lage sind. Hier besteht, wie die Erfahrung zeigt, durchaus ein Interesse.

So wichtig diese Ebene der Ausbreitung von Wissen über Asien und damit eine Stärkung der Kleinen Fächer auch ist, so scheint mir die zweite Ebene, nämlich die der Forschung, die in allen Strukturüberlegungen zur Neugestaltung von Universitäten in höchst gefährlicher Weise vernachlässigt wird, weitaus wichtiger. Auf die Bedeutung von Sonderforschungsbereichen ist bereits hingewiesen. Aus der Freiburger Erfahrung kann ich das nach der Mitarbeit im SFB 321 „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“ nur unterstreichen. Über die Erfahrungen dieses Sonder-

forschungsbereiches zu berichten, erübrigt sich, da der von W. Raible verfaßte Abschlußbericht gerade erschienen ist³. Am Rande sei aber doch vermerkt, daß W. Raible im Vorwort zu diesem Band den Begriff "triviale Disziplinen" für "Große Fächer" und "erlesene Fächer" für "Kleine Fächer" verwendet hat (S. 3).

Kurz einzugehen ist jedoch auf den gerade beginnenden SFB 541 "Identität und Alterität". Hier haben sich unter Federführung des Historikers W. Reinhard in einem Einzelprojekt zur "transkulturellen Hermeneutik" Theologen, Judaisten, Islamwissenschaftler, Sinologen, Japanologen und Indologen zusammengefunden, um die Methoden der Auslegung heiliger Schriften in den verschiedenen Weltreligionen zu erforschen und vergleichend zu untersuchen. Es liegt auf der Hand, daß diese Themenstellung nur mit Hilfe eines breiten Spektrums eben der Kleinen Fächer überhaupt bewältigt werden kann. Zugleich läßt sich an diesem Projekt auch die hohe Bedeutung der den außereuropäischen Kulturen gewidmeten Kleinen Fächer ablesen. Wenn die Gräzistik und Latinistik, die Altertumswissenschaften überhaupt, zu den Wurzeln unserer Kultur führen, so zeigt im Blick auf die Kulturen Asiens, daß es sich bei der europäischen Kultur nur um einen von vielen möglichen Entwürfen handelt, daß die kulturelle Entwicklung auch ganz anders verlaufen kann. Das Besondere der eigenen Kultur wird erst im Spiegel des Fremden recht deutlich. Diese Feststellung mag trivial erscheinen, sollte es auch sein und wäre vor zweihundert Jahren auch trivial gewesen. Dies zeigt ein Blick in die Vorrede von Friedrich Schlegels "Ueber die Sprache und Weisheit der Indier", die wie folgt beginnt: "Von Indien her erwarten, besonders nach dem, was Wilkins⁴ und William Jones⁵ bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforscher Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt" (S. III), um fortzufahren "Und so mußte ich mich denn fürs erste darauf beschränken, durch den gegenwärtigen Versuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indische Studium dereinst noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen seien..." (S. IX)⁶.

Diese hohe Wertschätzung gerade der indischen Kultur und die sehr berechtigte Erwartung, aus ihrem Studium mehr auch über die europäische Kultur zu erfahren, die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert weit verbreitet war, wurde jedoch im Laufe des 19. Jahrhundert durch das wachsende, ein wenig wuchern-

de europäische Selbstbewußtsein verschüttet. In Indien läßt sich die Wende durch den Sieg der "Anglisten" über die "Orientalisten" mit der Einführung des europäisch-angelsächsischen Bildungssystems 1835 deutlich bestimmen: Im Verlauf des 19. Jahrhunderts blieben Bücher wie Friedrich Max Müllers "India: What can it teach us?" (1883) die Ausnahme. Wenigstens die Inder haben es ihm mit bleibendem Ruhm gedankt. In Indien heißen die Goethe-Institute seit 1957 "Max Müller-Bhavan".

Die Forschungen zu den islamischen Kulturen, zu den arabischen Ländern, den Turkvölkern, Persien und Indien, - denn Indien ist auch eines der großen islamischen Länder - erzielen ebenso bedeutende Erfolge, wie die der indischen, chinesischen oder japanischen Kultur. Viele der reichen Schätze, von denen Schlegel spricht, sind in der Tat gehoben worden, wenn auch bei weitem noch nicht alle. Ein weiterer, so ist zu hoffen, wird mit dem ange deuteten Freiburger Projekt gehoben. Dabei sollte auch deutlich werden, wie groß der Gewinn auch für die "trivialen Disziplinen" sein kann, wenn man die außereuropäischen Kulturen mit einbezieht. Vielleicht läßt sich so im SFB selbst das Erlebnis von Identität und Alterität vermitteln.

Wenn die Bereicherung, die die "Großen" durch die "Kleinen Fächer" erfahren, evident ist, so steht die Verarmung eines jeden Fächerverbundes ebenso klar vor Augen, wenn die Kenntnis von Asien nicht mehr vorangetrieben und vermittelt wird. Jedenfalls sollte man dies meinen. Eines anderen wird man jedoch belehrt, wenn man den am 16. Juni 1998 erschienenen "Abschlußbericht der Hochschulstrukturkommission Baden-Württemberg" aufschlägt; denn dort heißt es im Vorwort "... dabei muß insbesondere von dem Credo Abschied genommen werden, daß jede Universität über ein möglichst breites Fächerspektrum verfügen sollte. Durch eine maßvolle Konzentration des Lehrangebotes der Universitäten" (S. IV). Und auf die Universität Freiburg bezogen fährt der Bericht dann folgerichtig nach der Feststellung "die Universität lehnt die Aufgabe der Sinologie und Indologie ab" fort: "Die vorhandene Stellenausstattung bietet auch keine Basis für eine dauerhafte Sicherung wissenschaftlicher Exzellenz und ein hinreichend ausdifferenziertes Studienangebot. Die Argumentation von der Universität, die Erhaltung der beiden Studiengänge sei für ihr wissenschaftliches Profil existentiell, wirkt in Hinblick auf die breit ausgebauten Geisteswissenschaften wenig überzeu-

gend" (S. 158 f.). Der Bericht schlägt dann eine Konzentration an den Universitäten Heidelberg und Tübingen vor.

Diese Seite des Berichtes der Strukturkommission wirft ein grelles Licht auf die Schwierigkeiten, mit denen wohl alle Kleinen Fächer zu kämpfen haben. Dabei scheint an diesen Sätzen weniger erschreckend, daß sie gerade die Universität Freiburg und das Fach Indologie betreffen. Wesentlich gefährlicher ist das Universitätsverständnis, oder besser das Unverständnis, das bedrohlich aus ihnen spricht: Es ist eine "Universität", deren Aufgabe auf die Weitergabe von Wissen schrumpft. Wissenschaft oder gar Bildung liegen weit jenseits des Horizontes dieses Blickfeldes. Unter diesem Blickwinkel würde in der Tat eine Schule hinreichen, die dann auch sehr spezialisiert sein, also auf wenige Fächer zusammenschrumpfen könnte. Wenn aber die Aufgabe einer Universität Wissenschaft und nicht reine Wissensvermittlung ist, erscheint auch das Fächerspektrum in einem ganz anderen Licht.

Eine weite und vielfältige Präsenz der Kleinen Fächer ist nicht nur wissenschaftlich gefordert, sondern auch lebenswichtig für den Zugang zum wissenschaftlichen Nachwuchs der Kleinen Fächer. Nicht selten wird die Kenntnis von Studienmöglichkeiten von Sinologie oder Turkologie erst während der Anfangssemester und erst in der Universität geweckt. Es kann aber nur geweckt werden, wenn die jeweiligen Kleinen Fächer in der Lehre an der jeweiligen Universität auch angeboten werden. Für Studierende der Nachbarfächer ist die Präsenz an ihrer Universität wichtig: Es nützt der Ethnologin, die über Tonfiguren aus Nadia in Bengalen arbeitet und in Freiburg studiert wenig, wenn der nächste Indologe in Heidelberg oder Tübingen lehrt, und der Klassische Philologe, der über die antiken Nachrichten über Ceylon promoviert, kann sich die benötigten Grundkenntnisse im Sanskrit eben nur am Orte aneignen. Die intensive Beratung in zahlreichen Gesprächen entfällt, wenn die Gesprächspartner nicht schnell und immer dann, wenn sie gerade gebraucht werden, auch verfügbar sind. Weiterhin beraubt die Einstellung eines orientalistischen Faches viele Studenten der Möglichkeit, als Ergänzung ihrer Ausbildung und, mehr noch, ihrer Bildung überhaupt, etwas über fremde Kulturen zu erfahren und das in einer Zeit, da dies von immer dringenderer Bedeutung ist. Es ist leicht, von der "Globalisierung" zu reden. Doch nur eine Belehrung im Kleinen,

die mühsame Instruierung des Einzelnen kann die Scheu vor der Fremdheit anderer Kulturen nehmen, ihren Wert erkennen lassen, so zu einer Bereicherung auch im Umgang mit der eigenen Kultur führen und damit zu einer wahrhaften "Globalisierung". Die hierzu notwendige vielfältige Präsenz eines Faches führt unmittelbar zur Frage nach seiner Ausstattung, die ebenfalls im Bericht der Hochschulstrukturkommission Baden-Württemberg angesprochen wird. Hier eröffnet sich ein weites Feld von Wünschen: Wer hätte nicht, zumal in einem Kleinen Fach, gerne eine große Bibliothek als Forschungsinstrument und Hilfskräfte an seiner Seite? Die schnelle Erfüllung dieser Wünsche scheint in einer Konzentration der Kleinen Fächer, alle Sinologen an einer Universität - alle Indologen an einer anderen zu liegen, wohl versorgt mit Sachmitteln und Personal, also gleichsam auf der Ebene des Instituts vom Kleinen Fach in ein Großes Fach verwandelt. Aber tut sich hier wirklich der wissenschaftliche Himmel auf Erden auf?

Ein wenig Ernüchterung bringen hier die Laudationes, die der 1996 erschienenen Festschrift für Hermann Berger vorangestellt sind, der 29 Jahre lang als Indologe am Südasien-Institut in Heidelberg gewirkt hat. Die Klage über die Last der Verwaltung und tiefe innere Zerwürfnisse ist nicht nur zwischen den Zeilen zu lesen. Denn Sätze wie: "Damals glaubte ich noch, es sei die räumliche Aufspaltung des Südasien-Instituts auf mehrere, weit auseinander liegende Gebäude in der Stadt, welche die eigentlich angestrebte Interdisziplinarität des Institutes hemme. Erst als wir später in die kalte Pracht des Neuenheimer Feldes umgezogen waren, stellte sich heraus, daß es unter einem Dach nicht viel anders wurde", stimmen nachdenklich⁸.

Nun kann man auch die Gegenprobe machen, und wiederum exemplarisch auf die bedrohte Indologie in Freiburg blicken. Wenn nämlich das Südasien-Institut exemplarisch für die Konzentration eines Kleinen Faches, der Indologie, und seine Zusammenspannung mit anderen Südasien-Wissenschaften, wie Ethnologie, Geschichte oder Geographie stehen kann, so ist Freiburg das genaue Gegenteil, ein wirklich kleines Kleines Fach mit einer Sachmittelausstattung von DM 2251.- im laufenden Jahr, etwa 0,000002251 Pfennige pro lebenden Inder. Diese Zahl hat durchaus etwas Erschreckendes, wenn nicht beinahe Abschreckendes bei einem Wechsel von der Universität Mainz mit ihrer gut aus-

gestatteten indologischen Seminarbibliothek nach Freiburg. Erstaunlicherweise erwies sich die bis heute höchst mangelhafte Ausstattung aufgrund umfangreicher Eigenbestände und einer außerordentlich hilfreichen Freiburger Universitätsbibliothek als weit weniger hinderlich, denn vermutet und befürchtet. Nicht, daß eine Werbung für eine Wissenschaft in Armut oder gar für eine Einstellung der Zuwendung von Sachmitteln folgen sollte. Ganz im Gegenteil. Ein Hemmnis für die Wissenschaft ist eine schlechte Ausstattung allemal und alles andere als wünschenswert. Es geht vielmehr darum, in unserer Zeit schwindender universitärer Ressourcen zu überlegen, wie sich große und kleine, gut und weniger gut ausgestattete Forschungseinrichtungen der Kleinen Fächer zueinander verhalten und abzuwägen, ob denn die vergleichsweise geringen Einsparungen bei der Schließung kleiner Einheiten die breite Lücke rechtfertigen, die sie in den Fächerverbund reißen.

Vom wissenschaftlichem Standpunkt aus ist die Frage schnell zu verneinen, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Im Bereich der Lehre ist es in einer kleinen Einheit notwendig, daß ein oder zwei Personen ein breites Angebot abdecken, während in einer großen Institution jeder auf sein Spezialgebiet eingeschränkt wird. Das ist ja gerade Sinn großer Einheiten, für möglichst viele Spezialgebiete Fachleute zu gewinnen. Ob das der Lehre, vor allem den Lehrenden gut tut, ist eine andere Frage. Dem einzelnen Studenten kommt die kleine Einheit, die ihn allgemein bildet und ausbildet, weit mehr entgegen, als eine Einrichtung, die ihm notgedrungen von Anfang an eine Spezialisierung aufzwingt. Für die Lehrenden wiederum ist es sehr förderlich, auch außerhalb ihres eigentlichen Forschungsgebietes Vorlesungen und Seminare abzuhalten: Es fördert den Weitblick und schützt vor einer allzu großen Enge in der immer geforderten Spezialisierung. Ein gewisser Zwang zur Breite schadet dem Fachvertreter ebensowenig wie den Studenten. Vielleicht ist es also der ideale Weg, das Studium in einem kleineren Seminar zu beginnen und, wenn die erwünschte Spezialisierung am Orte nicht geboten werden kann, an eine große Institution zu wechseln.

Aus dem Blickwinkel der Lehre können kleine geisteswissenschaftliche Institute Erhebliches leisten und haben durchaus ihre Berechtigung. Das gilt auch in der Forschung. Bei aller Bedeutung, die der gegenwärtigen Diskussion über zweckmäßige Institutio-

nen und universitäre Leitungsstrukturen ohne Zweifel zukommt, verschwindet der Mittelpunkt der Institutionen beinahe regelmäßig hinter dem Horizont des Blickfeldes, nämlich der Mitarbeiter, der einzelne Gelehrte, seine Fähigkeit und seine Persönlichkeit. Allein davon hängen letztlich Erfolg oder Mißerfolg ab. Goldene Berge bringen die Forschung nicht von selbst weiter; große Institutionen führen nicht von selbst in die Interdisziplinarität. Ein qualifizierter Gelehrter aber erreicht mit wenigen Mitteln in der Forschung, wenn auch nicht alles, so doch viel. Ein mittelmäßiger oder gar schlechter Gelehrter wird seine Reichtümer verwalten und darüber nur selten zur Forschung vordringen. Ein einzelner Fachvertreter wird aber auch leichter zur Interdisziplinarität finden und sei es nur unter dem Zwang einer Überlebensstrategie für sein Fach. Im Schutze einer großen Institution dagegen, die nach außen Interdisziplinarität durch die in ihr vereinte Spezialistenvielfalt vorführt, mag jeder getrost der Zusammenarbeit aus dem Wege gehen. Daß außerdem die Verwaltung von Großinstitutionen zu erheblichen Reibungsverlusten führt und wertvolle Zeit von der Forschung abzieht, ist wohl bekannt.

Vielleicht ist dies alles gerade in den Kleinen Fächern deutlicher zu sehen, wo - anders als in den "trivialen Disziplinen" - sich kleinste Einheiten an einer mit sehr großen Einheiten desselben Faches an anderen Universitäten vergleichen lassen. Die kleinen Einheiten lenken die Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf die Person des Gelehrten. Wenn von mehreren Parallel-Lehrstühlen einer weniger gut besetzt ist, wird das nach außen kaum offenbar. In einem Kleinen Fach steht die Katastrophe jedermann deutlich vor Augen. Nichts aber bedroht die wissenschaftliche Existenz eines Faches so sehr, und zwar zu Recht, wie mangelnde Qualität. Daher sind die Kleinen Fächer gefordert und gezwungen, ihrem wissenschaftlichen Nachwuchs besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Großzügige Dissertationen oder gar Habilitationen dürfen nicht vorkommen. Durch die lebenswichtige Strenge aber bieten die Kleinen Fächer auch einen Beitrag zum allgemeinen Qualitätserhalt der universitären Forschung, die guter Lehre immer vorausgeht.

Es gibt viele Gründe, die Kleinen Fächer zu erhalten und zu fördern, durchaus auch als Kleine Fächer und als unentbehrliche

Teile des geisteswissenschaftlichen Fächerkanons. Das gilt in gleicher Weise für die europäischen Kleinen Fächer wie für die Kleinen Fächer, deren Gegenstand der Orient ist. Sie sollten an möglichst vielen Universitäten gegenwärtig sein, nicht, weil es sich um "erlesene Fächer" handelt, sondern weil ihre Gegenwart in einer immer enger zusammenwachsenden Welt unabdingbar ist und weil sie die anderen, die Großen Fächer bereichern. Um diese Bereicherung zu bewirken, muß die Zusammenarbeit gefördert werden, jedoch weniger institutionalisiert, sondern immer dort, wo sich Fragestellungen ergeben, die Gelehrte zu gemeinsamer Arbeit zusammenführen. Hier ist auch der Ort für den wissenschaftlichen Nachwuchs, der nicht nur der materiellen Förderung bedarf, sondern auch der Anleitung und der Heranführung an die Zusammenarbeit mit anderen Richtungen, was immer auch die Breite der Interessen vorantreibt. Der Zwang zur Spezialisierung dagegen ist so stark, daß sie sich von selbst einstellt und daß ihr niemand entgeht. Doch darf sie nicht so früh einsetzen, daß das Bewußtsein dafür verlorenggeht, welch riesige Gebiete die einzelnen orientalischen Disziplinen eigentlich umfassen, so daß, wenn man beispielsweise im Fächerkanon der auf Europa bezogenen Disziplinen ein neues Fach schaffen wollte, das der Sinologie oder der Indologie entspricht, dieses hypothetische Fach "Europäistik" heißen und alles umfassen müßte, was eine Philosophische, eine Theologische und Teile der Juristischen und Medizinischen Fakultät behandelt. Niemand kann und wird diesem Universalitätsanspruch gerecht werden. Wenn es also unmöglich ist, auch nur ein orientalistisches Fach zu überblicken, so ist gänzlich ausgeschlossen, aus den Kleinen Fächern vom Orient in ihrer Gesamtheit zu berichten. Das Vorgetragene mußte zu einem Bericht aus einem Kleinen Fach geraten, der viel von persönlicher Erfahrung bestimmt ist. Dennoch scheint mir, daß die Probleme und Leistungen in allen unseren Kleinen Fächern, wenn nicht gleich, so doch eng verwandt und vergleichbar sind, wenn gewiß auch nur einige zu den wirklich "erlesenen" Fächern zählen mögen.

Fußnoten:

- ¹ Bestandsaufnahme: Kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung über die muslimische Welt in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. von Ekkehard Rudolf. Hamburg 1999.
- ² "Asiatische Werte" als kulturelle, wirtschaftliche und politische Herausforderung für Europa. Eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Forschungsansätze und Vorschläge zur Förderung asienbezogener geisteswissenschaftlicher Forschungsschwerpunkte. Institut für Asienkunde Hamburg. 15. Mai 1998.
- ³ Medienwechsel. Erträge aus zwölf Jahren Forschung zum Thema "Mündlichkeit und Schriftlichkeit". Hg. von Wolfgang Raible. Tübingen 1998. *Scriporalia* 113.
- ⁴ Charles Wilkins (1749-1836), Angestellter der englischen Otsindienkompanie, der als erster Europäer gründliche Sanskritkenntnisse erwarb.
- ⁵ William Jones (1746-1794) Mitbegründer der Asiatic Society in Kalkutta, 1784, und früher Indologe.
- ⁶ Friedrich Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte. Heidleberg 1808.
- ⁷ Friedrich Max Müller (1823-1900), deutscher Indologe, der seit 1850 an der Universität Oxford wirkte.
- ⁸ Nanavidhaikata Festschrift für Hermann Berger, hg. von D. B. Kapp. Wiesbaden 1996. Beiträge zur Kenntnis südasiatischer Sprachen und Literaturen 4, S. XVII.